

tentums, oder solche, die noch etwas in sich tragen wenigstens von römischen Rechtsbegriffen oder klassisch-griechischer Demokratie, das heißt vom Besten, das die Kulturentwicklung der Menschheit an Ertrag abgeworfen hat. Wir hoffen auch darauf, daß es noch Menschen gibt, die über so viel Phantasie verfügen, daß sie sich vorstellen können, wie sich die Menschenschicksale unter dieser Art von «Staat» gestalten. Es ist schon so: es lastet vieles auf den Bewohnern dieses Planeten: Krankheit, Schmerz und Tod, um nur die äußeren Nöte zu nennen — aber ein solcher «Staat» ist schwerer zu ertragen als irgendeines von jenen Übeln. Denn es ist schwerer, in die Hände der Menschen zu fallen als in die Hände Gottes.

Zur Antwort von Karl Barth an Emil Brunner

Unter dem Eindruck dieser Dinge, innerlich mitbelastet von dem, was da Millionen Menschen eines zu Großem berufenen Volkes angetan wird, erschüttert von dem, was da — einstweilen noch — in einiger Entfernung von uns geschieht, gestehen wir, daß wir es nicht begreifen können, wenn ein Mann wie Prof. Karl Barth der Meinung Ausdruck gibt, daß für ihn in dieser Sache die Stunde des Redens und Bekennens noch nicht gekommen sei. Wir verweilen einen Augenblick bei dem Briefwechsel, der zwischen ihm und Prof. Emil Brunner im Kirchenblatte für die reformierte Schweiz im Gange ist und der eben diese Sache betrifft, die uns hier beschäftigt und die für die «Neuen Wege» nun zum Schicksal geworden ist. Prof. Brunner hat in zehn Punkten, nach meinem Gefühl in höchst klarer Weise, seine Fragen gestellt und hat damit Prof. Barth zur Stellungnahme veranlassen wollen, wozu dieser durch seinen Aufenthalt in Ungarn und seine Beratung der dortigen Reformierten einigen Anlaß gegeben hatte. Prof. Barth lehnt es aber einstweilen ab, sich zur Frage des russischen Kommunismus zu äußern, mit der Begründung, die Kirche habe es «nicht zeitlos mit diesen oder jenen -ismen und Systemen, sondern mit den jeweils in das Licht des Wortes Gottes und des Glaubens tretenden geschichtlichen Wirklichkeiten zu tun». «Sie ist nicht irgendeinem Naturrecht, sondern ihrem lebendigen Herrn verpflichtet. Sie denkt, redet und handelt darum gerade nie ‚prinzipiell‘. Sie urteilt vielmehr geistlich und darum von Fall zu Fall.» Vor allem widerstrebt es Barth, in den Chor des allgemeinen Lamentos gegen den Bolschewismus einzustimmen. «Ich kann», sagt er, «nämlich nicht zugeben, daß es eine christliche, eine kirchliche Aufgabe wäre, mit theologischer Begründung auch noch einmal zu sagen, was jeder Bürger ohnehin täglich kopfnickend auch in seiner Zeitung lesen kann, was von Herrn Truman und vom Papst ohnehin so trefflich vertreten wird.» «Nein, wenn die Kirche bekennt, dann geht sie in Furcht und Zittern gegen den Strom und nicht mit ihm.» Das ist sehr schön, und es ist sicher wahr,

daß es im kirchlichen Raum, der eben weitgehend ein bürgerlicher Raum ist, keine große Sache bedeutet, gegen den Bolschewismus zu eifern. Auch wir selbst haben unsere Kanzel gänzlich damit verschont. Aber einiges möchten wir doch zu bedenken geben. Einmal dies: Karl Barth ist nicht irgendein Schweizer Pfarrer, sondern ein Mann, dessen auf sein Wort lauschende und auf seine Haltung schauende Gemeinde so ziemlich über die ganze christliche Welt hingeht, zu der also eine sehr große Zahl von Menschen gehören wird, die von dieser Sache aufs stärkste verwirrt, aufgewühlt, wenn nicht geradezu getroffen und in ihrer innern und äußern Existenz aufs schwerste gefährdet ist, die also jetzt, nachdem sie von seiner Theologie vieles und Wesentliches empfangen hat, nun nach einem Wort dürstet, das sie gerade von ihm zu erwarten das Recht hat. Ja, sie hat die Worte des Papstes und die Worte Trumans, aber ist es verwunderlich, daß sie in ihrer großen Not nun auf den Mann schaut, der ihr bisher eben doch in bezug auf sehr zentrale und heilige Dinge ein Führer war, dem sie vertraute. Es werden ja vor allem Menschen sein, die selber ein Hirtenamt zu verwalten haben, für die die Parolen, die von den führenden Theologen ausgehen, wegweisend sind für die geistliche Leitung ihrer Herden, und so fällt auf einen theologischen Lehrer von internationalem Ruf die Verantwortung für weite Volksmassen. Sollen diese immer wieder «verschmachtet und zerstreut gelassen werden wie Herden, die keinen Hirten haben», weil die Hirten eben doch nicht da sind, deren «Stecken und Stab sie tröstet, indem er einmal gegen einen einbrechenden Wolf geschwungen wird»? Es kann dann doch so herauskommen, daß diese Menschen, die vergeblich auf ein Wort gewartet haben, eben zu ändern gehen, die es ihnen sagen, zum Papst oder zu Truman meinewegen, und das ist ja dann auch ganz recht so. Schließlich hat sich in der Hitler-Zeit auch Karl Barth an einer Churchill-Rede, an einer Faulhaberschen Kardinalspredigt oder einer gutsitzenden Cornichonsatyre erbaut und nicht verächtlich darüber geredet. Und er ist, als er seinen Kampf gegen den nazistischen Götzendienst kämpfte, doch auch von einem zu mindestens 90 Prozent zustimmend kopfnickenden Schweizervolk umgeben gewesen. Und doch war seine Stimme und seine theologische und kirchliche Begründung des Kampfes nichts weniger als überflüssig, denn er hat damals doch eben noch einiges gesagt, was Churchill und Faulhaber nicht hatten sagen können. Und genau so braucht heute das Wort eines reformierten Theologen nicht den gleichen Tenor zu haben wie dasjenige eines amerikanischen Politikers oder eines vatikanischen Kirchenfürsten. Wenn begründete Angst besteht, ein Wort gegen den Bolschewismus könnte allzu bürgerlich verstanden werden, so ließe sich damit unschwer ein unbürgerliches Wort verbinden, eine soziale Bußpredigt an die Adresse des Bürgertums, die völlig unmißverständlich sein könnte. Im übrigen aber glaube ich, daß diese Angst vor zweifelhaften Kampfgefährten

num nicht das Wichtigste ist heute. Heute ist ein Zusammenschluß aller derer nötig, die die Menschlichkeit, die Freiheit und eine in Frieden geordnete Welt wollen. Und über dieser gebieterischen Notwendigkeit zerbrechen die alten Fronten, die alten Klassen- und Parteitrennungen und auch die konfessionellen Gegensätze. Wir haben in dieser Zeit, deren Gepräge und Gefahr die absolute Mißachtung des Menschen ist, jedem die Hand zu reichen, der für die Heiligkeit des Menschen einsteht. (Dazu gehört allerdings Franco nicht, was wir den vatikanischen Kirchenführern deutlich sagen müßten, bevor wir, was wir gerne täten, ihnen die Hand reichen können.) Aber auch hier kein Pharisäismus! Der Schweizer, der findet, daß er seine reine Hand dem Amerikaner nicht reichen könne, weil es dort noch eine rassische Diskriminierung der Neger gebe, ist ein Pharisäer. Er braucht sie nicht der Minderheit der rassischen Heßer zu geben, sondern der erdrückenden Mehrheit derer, die jene primitive Rückständigkeit bekämpfen. Und im übrigen wollen wir nicht vergessen, daß wir weder 1917 noch 1940 auf die entscheidende Mitwirkung der Amerikaner bei der Überwindung der deutschen Gefahr verzichtet haben. Wenn sie uns damals nicht zu schlecht waren — uns zu retten —, warum sollten sie es nun heute sein? Ja, es ist nicht gerade eine vornehme Gesinnung, die sich nun gegenüber denen, denen wir so sehr zu Dank verpflichtet sind, in beständiger hämischer und selbstgerechter Kritik ergeht. Der westliche Mensch, sei er Amerikaner oder Schweizer, Engländer oder Franzose, ist in der Tat nichts Besseres als Mensch, und seine Institutionen und Wirtschaftssysteme tragen das Gepräge seines Wesens. Über dem östlichen Menschen, der wahrhaftig so gut (wenn nicht besser, weil ursprünglicher) ist als der westliche, liegt aber ein seinem tiefsten Wesen fremdes, nichtmenschliches Etwas, das sich «Staat» nennt, in Wirklichkeit aber ein Monstrum ist. Das ist der Unterschied zwischen West und Ost.

Wir kehren zu unserer Auseinandersetzung mit Karl Barth und seiner Weigerung, ein Wort in dieser Sache zu sagen, zurück. Wir haben nicht das Gefühl, daß es in unserer Welt einen Überfluß an Stimmen gebe, die sich für das Recht und die Menschlichkeit erheben. Wir sind vor allem noch nie unter dem Eindruck gestanden, daß die Kirche in dieser Sache zu laut und zuviel geredet habe. Gerade sie hat allerdings, wenn sie schon redet, besonders dringenden Anlaß, die Lauterkeit ihrer Motive zu prüfen. Ein durch die mitschwingende Sorge um ihren Großgrundbesitz verschärfter kirchlicher Eifer gegen den Bolschewismus oder eine durch die Freundschaft mit dem blutigen Franco Lügen gestrafte Ablehnung der Diktatur ist eine mißlich-heuchlerische Sache. Und sicher kann auch bei uns alles mögliche, nicht ganz Lautere unbewußt mitschwingen, so daß der Ton unserer Posaune nicht ganz rein tönt. Aber gerade in der Theologie Barths weiß man ja gut genug, wie es um den menschlichen Faktor bei der

Verkündigung des prophetischen Wortes bestellt ist. «Wehe mir! Ich bin verloren, denn ich bin ein Mensch mit unreinen Lippen und wohne unter einem Volk mit unreinen Lippen.» Und doch liegt der Zwang des Redens auf mir. Die Lippen des Propheten wurden durch einen glühenden Stein vom Altar entsüht. *Wir* haben einfach ganz schlicht die Verantwortung zu tragen und die Konsequenzen auf uns zu nehmen. Wir können nicht sagen, ob die Sache billig ist; auch Karl Barth kann es nicht sagen. Es bedeutet sicher einstweilen in unserm Lande kein Risiko, es mit den Kommunisten zu verderben. (Immerhin ein etwas größeres als, wenn man es mit den Amerikanern verdirbt.) Ob die Kommunisten ein kleines Häuflein sind, darauf kommt es bekanntlich bei dem System, das sie vertreten, nicht an. Es ist das Wesen des Terrors, daß er von oft kleinen Minderheiten über die Mehrheit ausgeübt wird. Es gibt Länder, wo das über Nacht gekommen ist. Die Situation der kleinen — und auch einiger großer — Länder Europas ist nicht derart, daß sie unbedingt ruhig schlafen könnten. Einige sind bei dem Fall der Tschechoslowakei erwacht. Es kommt uns doch etwas ahnungslos vor, wenn Barth die Erörterung dieser Dinge als ein «Deklamieren gegen irgendeinen uns fernen und leicht durchschaubaren Unfug» bezeichnet. Was die Ferne anbelangt, sollte sich Barth von militärischen Sachverständigen darüber aufklären lassen, wie manche Tage es etwa dauern könnte bis die große Walze da wäre. Und auch mit der «leichten Durchschaubarkeit des Unfugs» ist es leider nicht so weit her. Das beweist vorerst einmal die *Zahl* derer, die den «Kommunismus» *nicht* durchschaut haben. Barth redet von den «paar westeuropäischen Kommunisten». In Italien hat ein Drittel kommunistisch gestimmt, und in Frankreich zählen sie ebenfalls nach Millionen. Alle diese Menschen haben den Kommunismus nicht durchschaut, sondern glauben irgendwie an ihn, viele sogar mit glühender Überzeugung und größter Opferbereitschaft.

Barth sagt von seinem Kampf gegen den Nationalsozialismus: «Es ging um Leben und Tod, um die Abwehr gegen die wirklich uns selbst auf den Leib und auf die Seele rückende, aber als solche sogar für Tausende von christlichen Augen wirksam maskierte Gottlosigkeit. Eben darum habe ich damals geredet und nicht geschwiegen.» So erscheint ihm seine Rolle, nachdem er — leider um ein kleines verspätet — in die antihitlerische Front einschwenkte; aber von denen, die heute ihre Stimme gegen die totalitäre Gefahr erheben, sagt er, daß sie «ihr Mütchen nach Herzenslust kühlen». Wir anerkennen Barths echte Verdienste in jenem Kampf, und auch was daran legendär ist, würden wir nachgerade auf sich beruhen lassen. Aber wir haben doch wohl auch das Recht, uns für die Anerkennung der Ernsthaftigkeit unseres heutigen Kampfes zu wehren.

Wenn ein so großer Teil des nach sozialer Gerechtigkeit hungern- den Proletariates auf die sozialistische Tarnung des östlichen Totali-

tarismus und Imperialismus immer noch hereinfällt, dann scheint es uns, daß die Maskierungskünste dieser heute uns bedrohenden Macht noch wesentlich größer sind als der wirklich «leicht durchschaubare Unfug» des Hitlertums. Man kann doch immerhin sagen, daß außerhalb Deutschlands und außerhalb des Bereiches der deutschen Seele lediglich die allerdings nicht ganz kleine Zahl von Kindsköpfen, Psychopathen, in die Politik verirrten Nursportlern, Nurmilitaristen, Glücksrittern und Gangsternaturen an Hitler geglaubt haben. Dazu kam dann nach den phänomenalen Siegen Hitlers der Zuzug der Erfolgsanbeter und Machtspekulanten. Ganz anders aber sieht die Gefolgschaft des Kommunismus heute aus. Wohl sind jene oben genannten Typen von desperater Gestalt auch darunter zu finden. Aber der Gewalthaufe besteht aus Menschen, die ehrlich an den Mythos vom östlichen «Vaterland des Sozialismus» glauben und von dorthier das Heil erwarten. Gerade diese Menschen sind uns wertvoll genug, daß wir sogar «mit einem bißchen Gedankenaufwand» versuchen, ihnen klarzumachen, daß sie einem Trug zum Opfer gefallen sind. Gerade um diese Menschen geht es uns; etwas an ihnen ist uns ehrwürdig, nämlich ihr Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit. Wir wollen Freiheit und Menschlichkeit für alle, auch für den Bürger und den Bauern, aber das Proletariat liegt uns am meisten am Herzen. Diese Menschen verführt und betrogen zu sehen, ist uns das Unerträglichste von allem. Eines Morgens in einer Volksdemokratie zu erwachen, das ist vielleicht für eine Gruppe von Parteigenossen, denen die Machtgier im Blute sitzt und die längst danach gedürstet haben, einmal «das Gefährliche im Menschen» ausleben zu können, eine berauschte Sache, aber für die Masse der Proletarier ist es eine furchtbare, tragische Enttäuschung; sie erkennen, daß sie nichts gewonnen haben, daß sie für das heilige menschliche Erstgeburtsrecht der Freiheit nicht einmal das Linsengericht einiger wirtschaftlicher Erleichterung bekommen haben. Keine freien Gewerkschaften mehr, kein Streikrecht mehr, dafür Spitzel, Blockwarte, Denunzianten und der ganze unsägliche Druck des kalten Terrors und der Diktatur.

«Unzeitgemäße Betrachtungen»

Wir stimmen Barth darin durchaus zu, wenn er sagt, daß das Wort der Kirche aus der Situation heraus und nicht einfach von abstrakten, ewig gültigen Prinzipien her gesprochen werden muß. Dieser in der Situation liegende Zwang, ein Wort zum Kommunismus zu sagen, liegt aber heute vor. Daß dieses Wort nicht bürgerlich-antikommunistisch, sondern geradezu echt kommunistisch, das heißt biblisch-kommunistisch sein müßte, darauf würde die Kirche dann allerdings kommen müssen. Auch auf den Gedanken, daß in der vom Osten kommenden Bedrohung ein Gericht für die westliche Kultur und das westliche Christentum liegt, müßte sie kommen. Aber für nicht der Situa-